

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Band: 17 (2004)

Artikel: Von der Wildnis zum Nutzwald : die etwas vergessene Voraussetzung für das Überleben der Menschen

Autor: Reich, Hans Jakob

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-892952>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Rekonstruktion eines steinzeitlichen Dorfes. Gut zum Ausdruck kommen die Einbettung des Siedlungsplatzes in eine ursprüngliche Waldlandschaft und die bäuerliche Lebensweise mit Ackerbau und Viehhaltung. Aus Geschichte 1998.

Von der Wildnis zum Nutzwald

Die etwas vergessene Voraussetzung für das Überleben der Menschen

Hans Jakob Reich, Salez

Der Wald ist ein beweglicher, effizienter und hartnäckiger Siedler. Wiederholt war er in Kaltzeiten gezwungen, aus Mitteleuropa zu weichen, und immer wieder kehrte er in Warmzeiten zurück, ins Alpenrheintal letztmals vor rund 13 000 bis 12 000 Jahren, nachdem sich der Rheingletscher zurückgezogen hatte.¹ Vor etwa 10 000 Jahren erreichte das Klima bereits heutige Werte.² Und nach weiteren 3000 Jahren, also rund 7000 vor heute, am Anfang des Neolithikums (Jungsteinzeit), machte der Mensch sei-

nen wohl entscheidendsten Entwicklungsschritt: Er wandte sich vom reinen Wildbeutertum ab, begann Ackerbau zu betreiben, domestizierte und züchtete Schafe, Ziegen, Schweine und Rinder, bald auch Pferde, und er wurde sesshaft – dies, wie Pollenanalysen zeigen, in einer inzwischen längst dicht bewaldeten Landschaft. Mehr noch: Der Wald war nachgerade die Voraussetzung für die bäuerliche Wirtschaftsweise und für das Überleben der Menschen. Er nimmt damit in der Wirtschaftsgeschichte Europas und be-

sonders des Alpenraums eine übergeordnete Stellung ein.

Die Rückkehr des Waldes nach der letzten Eiszeit

Zur Zeit, als sich die Vegetation im Alpenrheintal wieder auszubreiten begann, war die Talebene im Bereich des heutigen Werdenbergs von einem See bedeckt, der von Süden her bis um 10 000 Jahre vor heute vom Rhein bereits bis Buchs mit Geschiebe aufgefüllt und vom Schotterfächer der Ill bei Rüthi vom Bo-

densee abgetrennt war. Vor etwa 6000 bis 8000 Jahren dürfte dieser Rheintalsee schliesslich gänzlich verschwunden sein. Menschen der Jungsteinzeit könnten ihn also noch gesehen haben, zu einer Zeit, als seine Ufer und die Talflanken schon seit langem von Wald bedeckt waren. Wegen des Sees und dessen Verschwindens in bewaldeter Zeit ist die verschiedentlich skizzierte Vorstellung, das Alpenrheintal sei nach dem Rückzug der Gletscher zunächst eine grasreiche Kaltsteppe gewesen, für die Talebene im Abschnitt unterhalb Sargans nicht zutreffend: die Entwicklung der Vegetation war hier begrenzt auf die Lagen über dem See, im Talgrund konnte sie erst nach dessen Verlandung einsetzen, dies unter dannzumal klimatisch optimalen Bedingungen.³ Die Bildung der Pflanzendecke im Gebiet des einstigen Rheingletschers ist mittels pollenanalytischer Auswertungen von Bohrungen in Moor- und Seeablagerungen gut erforscht. Die Untersuchungen zeigen, dass das vom Eis freigegebene Gelände, soweit es nicht vom erwähnten See bedeckt war, relativ rasch von Pflanzen besiedelt wurde, zunächst von gras- und krautreichen Pioniergesellschaften (Steppen-Tundra-Vegetation), die ab etwa 13 000 bis 12 000 Jahren vor heute zunehmend von Holzarten durchsetzt wurden, von Wacholder, Sanddorn, Weiden, Birken und schliesslich auch von Föhren. Vor rund 12 000 bis 10 000 Jahren erfolgte mit der fortschreitenden Erwärmung die eigentliche Wiederbewaldung der Vor- und Zentralalpen bis auf eine Höhe von etwa 1600 m ü. M. Das prozentuale Verhältnis zwischen Baumpollen und Nichtbaumpollen von zirka 80 zu 20 lässt für die Hang- und Randlagen des Alpenrheintals auf eine schon recht dichte Bestockung schliessen. Vor 7000 bis 6000 Jahren wanderten etwa gleichzeitig die Weisstanne und die Fichte ein; an den tiefer gelegenen Standorten bildeten sich Laubmischwälder mit Haseln, Ulmen, Eichen, Linden, Eschen und Erlen. Etwas später, vor 6000 bis 5000 Jahren, breitete sich die Buche stark aus – es bildeten sich die heute fürs Werdenberg typischen, ab zirka 1200 m ü. M. in Nadelwald übergehenden Buchenmischwälder heraus. Die Waldentwicklung war in den ersten Jahrtausenden der Nacheiszeit von einem stetigen Ansteigen der Waldgrenze begleitet. Sie erreichte vor 9000 bis 8000 Jahren (mit dem beginnenden Klimaopti-

mum) zum ersten Mal die Grenze von 2000 m ü. M. und schwankte danach infolge kleinerer Klimaveränderungen mehrmals um hundert bis dreihundert Meter.⁴

Die Wiedereinwanderung der Pflanzen erfolgte – abgesehen von einigen wenigen Arten, die die Eiszeit an lokalklimatisch günstigen Stellen zu überdauern vermochten – aus den südlich der Alpen und in Südosteuropa gelegenen Rückzugsgebieten. Man nimmt an, dass im Alpenrheintal die Einwanderung über das Inntal und den Arlberg von erheblicher Bedeutung gewesen sein könnte als jene über die Bündner Pässe.⁵ In der Talebene konnte Wald, wie oben ausgeführt, erst nach der Auffüllung des Rheintalsees Fuss fassen, zuerst auf den trockeneren Schotter- und Sandablagerungen entlang des Rheins und an sonstigen erhöhten Stellen wie dem Bergsturzgebiet bei Salez oder den Schuttfächern der Bergbäche. In den vom verlandeten See im Hinterland zurückgelassenen ausgedehnten, wohl noch längere Zeit von Restseen und Tümpeln durchsetzten Sümpfen und Mooren hingegen (etwa bei Azmoos und Murris, im Glatriet bei Sevelen, im Grabser, Gamser und Saxoner Riet) wird erst allmählich Buschvegetation und lockerer Bruchwald aufgenommen sein.

Wald-, Fluss- und Seelandschaft zur Zeit der ersten Siedler

Zu Beginn der Jungsteinzeit (um 7000 Jahre vor heute), als auch im Alpenrheintal der Mensch zu einer bäuerlichen Wirtschaftsweise überging und sesshaft wurde, können wir uns das heutige Werdenberg als ein bis an die natürliche Baumgrenze grossenteils geschlossenes Waldland vorstellen – als naturbelassene Wildnis. Der Talboden war mit Auwald bestockt, der von den Hochwassern des Rheins, aber auch von den grösseren Seitengewässern wie der Simmi, sicherlich immer wieder stellenweise aufgerissen wurde. Grössere offene Flächen mit höchstens unregelmässigen Busch- und Waldbeständen sind nur auf den Moorböden des verlandeten Rheintalsees zu vermuten. Der Verlandungsprozess war damals aber kaum schon flächendeckend abgeschlossen; da und dort wird sich der Himmel wohl noch in offenen Wasserflächen gespiegelt haben, vielleicht sogar – zumindest in Hinterwasser-Flachseen⁶ –

bis über die Zeitenwende hinaus.⁷ Auch Windwurf und an den Berghängen ebenfalls Lawinen und Rufen werden lichtere Stellen in den völlig dem Kreislauf der Natur – dem Aufwachsen, Altern, Absterben und Wiederaufwachsen – überlassenen Urwald geschlagen haben.

Einflussnahme des Menschen

Mit dem Ackerbau, der Viehzucht und der Sesshaftigkeit erlangte der Einfluss des Menschen auf seine Umwelt eine völlig neue Dimension: Durch Rodungen zur Gewinnung von Kulturland und Siedlungsplätzen öffnete er den Wald und griff erstmals wirksam in die ökologischen Systeme ein. Er schlug Bäume für den Bau seiner Hütten und um Brennholz zu gewinnen, er schnitt Äste als Laubfutter für das Vieh und trieb dieses zur Weide in den Wald, was für zusätzliche Auflichtung sorgte. Es ist anzunehmen, dass schon die spätsteinzeitlichen Bauern des Alpenraums ihr Jung- und Kleinvieh auf den waldfreien Weiden der höheren Lagen sömmeren und damit, möglicherweise verbunden mit Rodungen, auf die Waldgrenze einwirkten. Der für die Ansaat von Getreide bestimmte Boden musste periodisch umgebrochen und gedüngt werden, und die kleinräumige Konzentration von Mensch und Tier brachte lokal einen vermehrten Nährstoffeintrag. All diese Aktivitäten führten vor allem in Siedlungsnähe zur Herausbildung neuer Landschafts- und Vegetationsformen. Der Nachweis hierfür findet sich in Pollenprofilen: Der Anteil der Nichtbaumpollen steigt, vermehrt ist nun Blütenstaub von lichtbedürftigen Pflanzen nachweisbar, von für Wiesen- und Waldrandfluren, für Weidewälder-, Unkraut- und Schuttgesellschaften typischen Arten. An neolithischen und bronzezeitlichen Siedlungsplätzen gefundene und untersuchte organische Reste belegen verschiedene Formen der frühen Waldnutzung: Ackerrodungen, Waldweide, Schneitelwirtschaft⁸, Entrinden von Bäumen zur Gewinnung von Isolationsmaterial und Bast, Bauholzgewinnung, Nutzung von Holz als Werkstoff für verschiedene Geräte, Feuerholzgewinnung, Ernte von Haselnüssen und Verwendung von Eicheln für die Eichelmast von Schweinen.⁹ Schon in vorrömischer Zeit nachgewiesen ist der Nussbaum, der wegen seiner Früchte vom Menschen eingeführt und gefördert worden sein könnte.¹⁰



Bucheckern und Eicheln bildeten durch die Jahrhunderte die Grundlage für die Schweinemast. Die Illustration im Stundenbuch «Très riches heures» des Herzogs von Berry (15. Jahrhundert) zeigt sehr schön, wie der Schweinehirt mit Steckenwürfen dem Abfallen der Eicheln nachhilft. Im Musée Condé, Chantilly.

«Grosse Sümpfe» und «schrecklich raue Wälder»

Trotz des geschilderten Einwirkens der frühzeitlichen Menschen auf den Wald ist davon auszugehen, dass die Alpen und ihr nördliches Vorland noch zur Zeit der römischen Eroberung weitgehend von Urwäldern bedeckt und die Siedlungen lediglich kleine Kulturinseln in einer riesigen Wildnis waren. Die noch geringe Bevölkerungsdichte mit im heutigen schweizerischen Raum wohl nicht mehr als 200 000 Menschen hielt den Einfluss auf die Landschaft lokal eng begrenzt. Nicht Grenzlinien von Territorien trenn-

ten die Menschen voneinander, sondern siedlungsleere Wälder.

Aufzeichnungen antiker Autoren lassen erahnen, wie eindrücklich die nördlich der Alpen angetroffene Landesnatur für Menschen aus den kultivierteren Gefilden des Südens gewesen sein muss. Tacitus (* um 55 n. Chr.) stellt fest: «Germanien ist schrecklich mit seinen Wäldern.» Plinius (* um 23 n. Chr.) schreibt über diese: «Sie bedecken das ganze übrige Germanien und vereinen mit der Kälte das Dunkel», alt wie die Welt, von unsterblicher Lebensdauer, unberührt seit Jahrhunderten sei der herzynische Wald¹¹

des Nordens.¹² Strabon (* etwa 63 v. Chr.), der direkt Bezug auf den Bodenseeraum und das Alpenrheintal nimmt, weiss: «Der Rhein ergiesst sich in grosse Sümpfe und einen grossen See. [...] Der Herkyni-

1 Zur spät- und nacheiszeitlichen Entwicklung siehe Keller 1989.

2 Die Kaltzeiten (Eiszeiten) der jüngeren Erdgeschichte dauerten mit rund 100 000 Jahren jeweils bedeutend länger als die Warmzeiten der interglazialen Stadien (Zwischeneiszeiten) mit nur 10 000 bis 20 000 Jahren. Innerhalb der einzelnen Abschnitte gab es wiederum mehrmals deutliche Klimaschwankungen. In der gegenwärtigen Warmzeit beispielsweise gab es anschliessend an ein erstes Klimaoptimum von vor rund 9000 bis 6000 Jahren eine Phase erneuter Abkühlung, und in der jüngsten Erdgeschichte brachte die Klimaverschlechterung in der Zeit vom 17. bis 19. Jahrhundert («Kleine Eiszeit») ein erhebliches Vorrücken der alpinen Gletscher, während wir heute gerade eine Erwärmung erleben (die – mit zunehmender Gewissheit – durch menschliche Einflüsse noch markant gesteigert wird). Nach Koenigswald 2002.

3 Im ersten Klimaoptimum der Nacheiszeit; vgl. Anm. 2.

4 Angaben zur Vegetationsentwicklung nach Della Casa 2003 und Furrer 1991. Als Lokalitäten der pollenanalytischen Untersuchungen führt Letzterer fürs Alpenrheintal mit Mariagrün/Feldkirch (544 m), Oberschan/Sargans (660 m) und Herrenboden/Bad Ragaz (925 m) durchwegs erhöhte Lagen an.

5 Broggi/Schlegel 1990, S. 95f.

6 Die in Bohrungen nachgewiesenen Hinterwasser-Ablagerungen am bergseitigen Rand der Flussschotterfluren sind jünger als die Ablagerungen des Rheintalsees, liegen häufig aber direkt auf diesen auf. Vgl. dazu Kobel 1989.

7 Der Name *Sevelen* könnte dies andeuten: Die Namenforschung sieht darin althochdeutsch *sêo*, mittelhochdeutsch *sê* 'See' ('bei den Seeleinen') und schliesst deshalb auf eine alemannische, also frühestens im Lauf des ersten Jahrtausends n. Chr. entstandene Siedlung (Vincenz 1983, S. 296ff.). – Auch das vorrömische **SENIA* 'Sumpf, Röhricht' im Namen *Sennwald* (Vincenz 1992, S. 120ff.) wird sich auf mehr als nur die um den heutigen Schlosswald verbliebenen Riedflächen bezogen haben, vermutlich auf ein Waldgebiet an einem grösseren Röhricht, wie sie für die Verlandungszonen von Seen typisch sind.

8 Gewinnung von Laub für die Verwendung als Viehfutter und Einstreu.

9 Nach 2002 Landolt und Della Casa 2003.

10 Schindler 2003, S. 159.

11 Der herzynische (auch herkynische) Wald, lat. *Hercynia silva*, ist die urspr. keltische Bezeichnung der deutschen Mittelgebirge, besonders der böhmischen Randgebirge und des Harzes, aber auch für das Gebiet um die obere Donau (im 1. Jh. durch die Feldzüge von Tiberius und Drusus erforscht); unter Caesar war er die Grenze zwischen Kelten und Germanen.

12 Zitiert nach Schubert 2002, S. 37.

sche Wald ist ziemlich dicht, hat hohe Bäume in gebirgigen Gegenden und umfasst einen grossen Umkreis. [...] Nahe bei ihm sind die Quellen der Donau und des Rheins, und zwischen beiden der See und die Sümpfe, in welche der Rhein fliesst.»¹³ Und Ammianus Marcellinus (4. Jh. n. Chr.) berichtet zu Rhein und Bodensee: «Bald, aus der Enge [des Gebirges] befreit, bespült der Strom hohe Uferwege und ergiesst sich in einen rundlichen weiten See, den die rätischen Anwohner Brigantia nennen. Er ist 460 Stadien lang und misst fast ebenso viel in der Breite. Wegen der schrecklichen, rauhen Wälder gibt es keinem Zugang zu ihm ausser dort, wo die altbewährte und nüchterne römische Tüchtigkeit eine breite Strasse angelegt hat, trotz des Widerstandes der Barbaren, der Natur der Gegend und des unwirtschaftlichen Klimas.»¹⁴

So düster und siedlungsfeindlich das Waldland an Rhein, Bodensee und Donau in den Schilderungen der antiken Autoren erscheint, so war doch gerade der Wald eine wesentliche Voraussetzung für das menschliche Überleben. Ebenfalls fürs Alpenrheintal dürfte zutreffen, was in einer 2002 erschienenen, auf Deutsch-

land bezogenen Abhandlung über den Wald im Frühmittelalter ausgeführt wird: «Er [der Wald] lieferte das Holz und damit das Feuer, den Lebensnerv der Kultur. Holz war das wichtigste Baumaterial. Vorsicht aber ist bei der Vorstellung angebracht, die noch wenig gestörte Natur hätte den Menschen Wildbret in Mengen bereitgestellt. Wie Tierknochenfunde ausweisen, wurde selbst an Fürstenhöfen weniger Wild als Fleisch von Haustieren, vor allem Schweinefleisch, verzehrt.»¹⁵ Nicht die Jagd liess in Mitteleuropa den Wald unverzichtbar für das Überleben werden, sondern die Tierhaltung, die er ermöglichte. Eicheln und Bucheckern bildeten durch die Jahrhunderte die Grundlagen der Schweinemast.»¹⁶

Die Viehhaltung war indes keineswegs die einzige Nutzungsmöglichkeit, die der Wald den Menschen bot. «Bucheckern und Haselnüsse lieferten vor der Kultivierung des Rapsanbaus im 18. Jahrhundert Speiseöl. Das Sammeln von Waldbeeren war schon deshalb für die einfachen Leute so wichtig, weil die Ernährung in einem gesundheitsgefährdenden Masse eintönig war. [...] Von den Waldböden wurde die Streu geholt, wurde der Humus

auf die bald ausgemergelten Äcker getragen. [...] Laub und Tannengrün bildeten die organischen Stoffe zur Verbesserung der Ackerkrume. [...] Nicht nur Bauern brauchten den Wald, sondern auch die Handwerker schon des frühen Mittelalters. Gerbrinde von Eichen und manchen Nadelhölzern verwandte die Rotgerberei; abgeschälte Baumrinden lieferten den Bast für die Seilerei. Das Material zum Flechten von Zäunen, Körben, aber auch für das Flechtwerk der Hauswände wurde in Form der sogenannten Kopfholzwirtschaft gewonnen. [...] Unmöglich ist es, alle Formen der Waldnutzung aufzulisten, von dem aus Harz gewonnenen Pech, dem Universalkleber des Mittelalters, bis hin zu den Heilpflanzen und Heilkräutern. [...] Selbst die Imkerei war ohne Wald nicht denkbar, sie brauchte Baumhöhlen, die, einen Schlitz für das Ausschwärmen lassend, mit einem Brett verschlossen wurden. [...] Jeweils zu Beginn des Frühjahrs wurden die Honigwaben aus den Höhlungen gebrochen. Ohne die Biene aber hätte das Mittelalter weder über Kirchenlichter (wofür man nicht die übliche Beleuchtung mit miefenden Unschlittkerzen oder Kienspänen ge-



Erst die Forstpolitik des 19. Jahrhunderts verdrängte die landwirtschaftliche Nutzung aus dem Wald und stellte die Holzproduktion in den Vordergrund. Bild: Hans Jakob Reich, Salez.

brauchen konnte) noch über Honig verfügt, dem einzigen Süsstoff, bevor im 15. Jahrhundert Zucker von den Kanarischen Inseln eingeführt wurde. Honig ist der Grundstoff des Mets. So gilt für das Frühmittelalter, als es noch wenig Wein gab: ohne Wald kein Rausch [...] aber auch keine Kultur. Kleine Beispiele für einen grossen Zusammenhang: Vor der Erfindung und Verbreitung des Papiers konnte man Notizen oder Entwürfe von Texten nur auf jenen Täfelchen eintragen, auf denen [...], in einen Holzrahmen eingefasst, das mit einem Griffel zu beschreibende Wachs aus der Waldbienenzucht aufgetragen war. In den klösterlichen Skriptorien wusste man, was dem Wald zu verdanken war. Die Tinte wurde aus Eichengalläpfeln hergestellt. Vom kleinen zum grossen Beispiel dafür, dass es ohne Wald keine Kultur geben konnte. Es reichen die Stichworte Buche – Buchstabe – Buch.»¹⁷

Erste intensive Waldnutzung zur Zeit der Römer

Die römische Zeit (ab 15 v. Chr.) war gekennzeichnet durch einen deutlichen Landesausbau und verschiedene holzintensive Wirtschaftszweige, was gebietsweise erstmals auch markante Auswirkungen auf die Waldbestände hatte: Haus- und Schiffbau, Ziegeleien, Köhlererei und Eisenverhüttung erforderten grosse Holzmassen. Aus Pollenanalysen ist bekannt, dass beispielsweise in der Gemeinde Saint-Blaise am Neuenburger See die Eichen- und Buchenwälder in grossem Masse abgeholzt wurden.¹⁸ Plinius berichtet, Kaiser Tiberius habe für Bauten in Rom «viel bewunderte, grosse Lärchenstämme direkt und vollständig aus Rätien kommen» lassen.¹⁹ Und Strabon erwähnt die Ausfuhr von Harz, Pech und Kienholz aus dem Alpenraum.²⁰

Der gegen Ende der Spätantike und im beginnenden Frühmittelalter in den Pollenprofilen zu erkennende Rückgang der Wälder war nicht nur eine Folge des starken Holzschlags. Die Klimaforschung hat eine parallel dazu verlaufende kältere Periode vom 3. bis 7. Jahrhundert ermittelt. Ab Beginn des darauf folgenden wieder wärmeren Zeitabschnitts, des bis Ende des 13. Jahrhunderts andauernden sogenannten mittelalterlichen Klimaoptimums, erholten sich die Wälder wieder. Die Pollenprofile zeigen für die Zeit um die Jahrtausendwende einen markanten

Anstieg der Getreidewerte, was auf eine Ausdehnung des Ackerbaus schliessen lässt²¹ – ein Zeichen für den intensiven mittelalterlichen Landesausbau.

Der Landesausbau im Mittelalter

Der europaweite Prozess des Landesausbaus (auch Binnenkolonisation genannt), bei dem durch Rodung und Urbarisierung in grossem Umfang neue Siedlungsräume und Produktionsflächen geschaffen wurden, setzte in der Schweiz wahrscheinlich schon im 7. bis 8. Jahrhundert ein und erreichte im 12. und 13. Jahrhundert seinen Höhepunkt.²² Die sich nachhaltig auf die Landschaft, auf die Wirtschafts- und Sozialstrukturen wie auch auf die politisch-herrschaftlichen Verhältnisse auswirkende Entwicklung war getragen von einem anhaltenden Bevölkerungswachstum – für die Schweiz werden im 9. Jahrhundert 300 000, im 13. Jahrhundert 600 000 Einwohner angenommen. Weil sich die landwirtschaftlichen Flächenerträge im Mittelalter nur unwesentlich steigern liessen, machte diese Bevölkerungszunahme die Erschliessung von zusätzlichem Siedlungs-, Weide- und Ackerland nötig, andererseits kam es aber auch zu Migrationsbewegungen. In den schriftlichen Quellen spiegelt sich der Landesausbau nur vereinzelt – vor allem im Zusammenhang mit Konflikten bei Rodungsunternehmungen²³ –, hingegen lässt er sich in den Orts- und Flurnamen umso deutlicher ablesen, in der Region Werdenberg sowohl in romanischen wie auch in deutschen Rodungsnamen.

Rodungstätigkeit und Waldschutz

Die Rodungen im Mittelalter zur Gewinnung von Neuland bedeuteten für den Wald zweifellos den grössten Aderlass seiner Geschichte. Nachdem diese Rodungs- und Urbarisierungstätigkeiten lange vorwiegend unter dem Aspekt der Waldvernichtung gesehen wurden, zeichnet die neuere Forschung inzwischen ein differenzierteres Bild:

«[...] gerade in der Zeit des intensiven hochmittelalterlichen Landesausbaus rückte der Urbarisierungsprozess etappenweise und relativ planvoll voran, denn längst nicht alle Waldböden waren für den Getreideackerbau geeignet. Weniger fruchtbare Böden wurden nach Jahren ackerbaulicher Nutzung oftmals wieder ganz dem Wald überlassen. Neben

naturräumlichen Gegebenheiten steuerten wirtschaftliche, herrschaftliche und demografische Faktoren den Rodungsprozess.

Die wichtigsten Träger der Rodungen waren Adlige, Kirchen und Klöster. Langfristig profitierten sie als Zins- und Zehntherrn vom neu hinzugewonnenen Kulturland in Form der Naturalabgaben. [...] Für die Rodungsbauern selber lohnte sich die harte Arbeit, je nach rechtlich-sozialer Stellung und Beziehung zum Grundherrn, unterschiedlich. [...] In den vor- und nordalpinen Streusiedlungsgebieten schufen Rodungsbauern vorwiegend neue Vieh- oder Sennhöfe. Sie bewirtschafteten zwar auch Ackerland, nutzten jedoch einen weit grösseren Teil ihres Landes in extensiver Weidewirtschaft. Die Expansion der Viehwirtschaft führte zu einer schleichenden Ausweitung der waldfreien Hochweiden auf alpiner Stufe und senkte die obere Waldgrenze.

Mit der Rodungstätigkeit gingen Waldschutzmassnahmen einher: Bannungen sind seit dem 14. Jahrhundert für das Gebiet der gesamten heutigen Schweiz schriftlich überliefert. Aus dem 16. Jahrhundert – einer Periode des starken Be-

13 Faessler 1985, S. 41.

14 Ebenda 1985, S. 42.

15 Die im Kanton St.Gallen jüngste Bestätigung hierfür brachte eine 2003 auf dem Pfäfersbüel in Sevelen von der Kantonsarchäologie durchgeführte Notgrabung: Die auf dem nach bisherigem Befund neolithisch bis spätbronzezeitlich einzustufenden Siedlungsplatz in grosser Zahl gefundenen Knochenstücke stammen zum weitaus überwiegenden Teil von Haustieren (Schweinen, Rindern, Schafen, Ziegen, Pferden) und nur zu einem geringen Teil von Wildtieren.

16 Schubert 2002, S. 38.

17 Ebenda 2002, S. 40f. Zur vielfältigen Nutzung des Waldes siehe auch den Beitrag «Aus der Vielfalt einst bedeutender 'Nebenprodukte' des Waldes» von Hansjakob Gabathuler in diesem Buch.

18 Della Casa 2003.

19 Bundi 1989, S. 88, Anm. 15.

20 Della Casa 2003.

21 Bundi 1989, S. 88f.

22 Meyer 2003.

23 Vgl. dazu in diesem Buch den nachfolgenden Beitrag «Konflikte um Wald und Weide im ausgehenden Mittelalter», wo Hansjakob Gabathuler die von der Walserkolonisation ausgehenden, Jahrhunderte dauernden Nutzungsstreitigkeiten auf Palfris und Elabria darstellt.

völkerungswachstums – blieben besonders viele Rodungsverbote erhalten, die Bauvorschriften wurden strenger, der Neubau von Häusern ausserhalb des Dorffeters oder in der Nähe von Waldungen wurde häufig ganz verboten. Rodungen im Wald duldeten die Grundherren kaum mehr, sie drohten den Bauern mit dem Entzug des Lehenhofs. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts stand in den altbesiedelten Gebieten ein Waldverteilungsmuster fest, das bis zu den Aufforstungen im 19. Jahrhundert im Wesentlichen gleich blieb.»²⁴

Die Trennung von Land- und Forstwirtschaft – eine neuzeitliche Erscheinung

Aus der Optik der sich seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelnden modernen Waldgesetzgebung scheint oftmals übersehen zu werden, dass die Menschen des Mittelalters und der frühen Neuzeit – trotz intensiver Rodungstätigkeit zur Gewinnung von Siedlungs- und Kulturland – durchaus alles Interesse an der Walderhaltung haben mussten. Im Unterschied zur heute von der Landwirtschaft völlig getrennten Forstorganisation war der Wald von der Sesshaftwerdung der Menschen bis um 1800 stets Teil des als Einheit verstandenen gesamten agrarischen Lebens- und Produktionsraums. Eine Ausnahme bildeten jene Wälder, die – ursprünglich königliche Lehen – der Herrschaft gehörten, deshalb gebannt und der Nutzung durch die Obrigkeit vorbehalten waren. Aus dem nicht im heutigen Sinn zwischen Land- und Forstwirtschaft differenzierenden Verständnis erklärt sich auch, dass beim von den Dorfschaften gemeinschaftlich genutzten Land kaum je zwischen Wald und Allmend unterschieden wurde.²⁵ Die Frage, was ist Wald und was nicht, stellte sich hier kaum. Erst die Forstpolitik des 19. Jahrhunderts verdrängte die landwirtschaftliche Nutzung aus dem Wald, zu Gunsten einer auf holzwirtschaftliche Interessen ausgerichteten Holzproduktion. In der Landschaft ablesbar ist die Wirkung dieses Vorgangs unter anderem in der heute übergangslos harten, der Biodiversität nicht zuträglichen Abgrenzung von Wald und offenem Kulturland. Zunehmend in Vergessenheit geraten ist ob der neuzeitlichen Trennung von Land- und Forstwirtschaft die existenzielle Bedeutung, die der Wald für die Menschen

zuvor über Jahrtausende hinweg gehabt hatte – sowohl für die einfachen Leute als auch für den Adel, die Klöster und die aufstrebenden Städte. Ein weiteres Zitat soll dies veranschaulichen:

«Viel ist über das Aufblühen der Städte seit dem hohen Mittelalter, über die Differenzierung und Ausweitung der gewerblichen Produktion gesagt worden. Nicht selten wurde dabei die Grundlage dieser Entwicklung vergessen. Holz nämlich hatte als Energieträger und als Grundstoff für handwerkliche Produktion eine noch höhere Bedeutung als heutzutage das Öl. Wie wichtig der Wald für die urbane Entwicklung war, wussten die Stadträte, als sie im Spätmittelalter durch Privilegienerwerb die Nutzungsrechte erweiterten und – konsequenter als der Adel – konkurrierende bäuerliche Waldrechte, wo es nur anging, beschnitten und gegebenenfalls auch durch umfangreiche Waldkäufe die wirtschaftliche Grundlage ihrer Gemeinde sicherten. Deshalb konnte bereits 1220 eine urbariale Notiz festhalten: 'Zwei Wälder bei der Stadt Pullendorf, ohne welche die Stadt nicht bestehen kann.' Noch Anfang des 17. Jahrhunderts konnte der Nürnberger Chronist Johannes Müllner über die mit beharrlicher Zähigkeit von der Stadt erworbenen Reichswälder bemerken, jeder mann sei 'bekannt, dass ohne diese Wälder die Stadt Nürnberg nicht hätte können aufkommen, daher in alten Briefen gemeldet wird, dass die Stadt Nürnberg auf diese Wälder gestiftet sei.'²⁶

Der Gedanke, der Wald sei die Voraussetzung für das Überleben der Menschen, ist uns heute fremd, scheint uns vom Fortschritt längst überholt und ist bestenfalls noch Geschichte. – Aber: Wie gross und sicher sind denn Fortschritt und Wohlstand, die auf einem Grundstoff beruhen, von dem alle wissen, dass er nicht erneuerbar ist und dass dessen Quellen in absehbarer Zeit versiegen werden, und der dennoch hemmungslos verschwendet wird? Auch mit dem Wald wurde im 18. und 19. Jahrhundert allzu sorglos umgegangen. Aber er konnte sich, nachdem der Mensch die Folgen der Übernutzung erkannt hatte und seine Vernunft walten liess, wieder erholen. Es wäre nur vernünftig, wir würden die Geschichte des Waldes vermehrt auch aus dem Blickwinkel eines vorausschauenden Umgangs mit Ressourcen betrachten.

24 Irniger 2003.

25 Wie dies Schwendener 2002 in Bezug auf die Verhältnisse im Werdenberg darlegt.

26 Schubert 2002, S. 51 f.

Quellen und Literatur

- Broggi/Schlegel 1990: BROGGI, MARIO/SCHLEGEL, HEINER, *Am Alpenrhein. Liechtenstein, Werdenberg*. Buchs 1990.
- Bundi 1989: BUNDI, MARTIN, *Zur Besiedlungs- und Wirtschaftsgeschichte Graubündens im Mittelalter*. Chur 1989 (2. Auflage).
- Della Casa 2003: DELLA CASA, PHILIPPE, *Wald*. Kap. 1: *Ur- und Frühgeschichte*. – In: *Historisches Lexikon der Schweiz* [elektronische Publikation HLS], Version 12.08.2003.
- Faessler 1985: FAESSLER, PETER, *Bodensee und Alpen. Die Entdeckung einer Landschaft in der Literatur*. Sigmaringen 1985.
- Furrer 1991: FURRER, GERHARD, *25 000 Jahre Gletschergeschichte, dargestellt an einigen Beispielen aus den Schweizer Alpen*. – In: *Naturforschende Gesellschaft in Zürich (Hg.), Neujahrsblatt 1991*. Zürich 1990.
- Geschichte 1998: Interkantonale Lehrmittelzentrale (Hg.), *Die Schweiz und ihre Geschichte*. Zürich 1998.
- Irniger 2003: IRNIGER, MARGRIT, *Wald*. Kap. 2, *Mittelalter und Frühe Neuzeit*. – In: *Historisches Lexikon der Schweiz* [elektronische Publikation HLS], Version 12.08.2003.
- Keller 1989: KELLER, OSKAR, *Die geologische Entwicklung des Alpenrheintals*. – In: *Werdenberger Jahrbuch 1990*. Buchs 1989, S. 12 ff.
- Kobel 1989: KOBEL, MAX, *Die hydrogeologischen Verhältnisse in der Talebene des Werdenbergs*. – In: *Werdenberger Jahrbuch 1990*. Buchs 1989, S. 137 ff.
- Koenigswald 2002: KOENIGSWALD, WIGHART VON, *Lebendige Eiszeit. Klima und Tierwelt im Wandel*. Darmstadt 2002.
- Landolt 2002: LANDOLT, ELIAS, *Flora*. – In: *Historisches Lexikon der Schweiz* [elektronische Publikation HLS], Version 25.11.2002.
- Meyer 2003: MEYER, WERNER, *Landesausbau*. – In: *Historisches Lexikon der Schweiz* [elektronische Publikation HLS], Version 19.05.2003.
- Schindler 2003: SCHINDLER, MARTIN PETER, *Siedlungskammer Wartau: Eine Kulturlandschaft entsteht*. – In: *Sankt-Galler Geschichte 2003*, Bd. 1. St.Gallen 2003, S. 157 ff.
- Schubert 2002: SCHUBERT, ERNST, *Alltag im Mittelalter. Natürliches Lebensumfeld und menschliches Miteinander*. Darmstadt 2002.
- Swendener 2002: SCHWENDENER, THIS, *Die Besitzverhältnisse im Werdenberger Wald*. – In: *Werdenberger Jahrbuch 2003*. Buchs 2002, S. 29 ff.
- Vincenz 1983: VINCENZ, VALENTIN, *Die romanischen Orts- und Flurnamen von Buchs und Sevelen*. Buchs 1983.
- Vincenz 1992: VINCENZ, VALENTIN, *Die romanischen Orts- und Flurnamen von Gams bis zum Hirschsprung*. Buchs 1983.